

Aus dem Luzernerbiet

Autor(en): **Reinacher, Karl H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rätsel, große, schwere, birgt der Tag,
Der der Sonne still zu Füßen lag.
Und die Seelen, die ihm Dunkel stehn,
Können einzig seine Tiefen sehn.

Wir vernehmen in der stimmungsvollen
Harfe Gertrud Bürgis deutlich erkennbare
Klänge von neuer, persönlicher Eigenart und
vielverheißenden künstlerischen Qualitäten. Eine

Sprache der Seele, geadelt, tiefgründig und
innig, erzählt uns in den bisher bekannt ge-
wordenen Weisen vom Gehalt und Reichtum
eines dichterischen Erlebens, das sich zu schöpferischer
Offenbarung gedrängt fühlt. Möge auch
sein künftiges Singen und Sagen uns recht viel
Hohes und Köstliches anzuvertrauen haben!

(Fortsetzung folgt).

Aus dem Luzernerbiet.

Mit zwei Bildnissen.

In seinen Erinnerungen an den Dichter der „Alten Greth“ schreibt Ignaz Kronenberger im Maiheft der „Schweiz“: „Bei Zneichen würde man wohl umsonst nach einem Bild gefahnden“*). Ein solches hat sich aber doch gefunden, und dazu noch einige Gedichte des „alten Sepp“, die in der Ausgabe von 1859 fehlen. Zum hundertsten Todestage des originellen Dichters (21. Mai 1918) gedachte mit gleichem warmem Interesse wie Ignaz Kronenberger ein Luzerner Hinterländer — Sebastian Glinz beliebt er sich zu nennen — seines vergessenen Landsmannes und ließ im Freundes- und Bekanntenkreise eine kleine Jubiläumsbrochure erscheinen. Diese Arbeit des Verfassers der früher erschienenen Biographie eines hervorragenden Luzerners verdient es, den Freunden schweizerischer Literaturgeschichte bekanntgemacht zu werden, bietet sie doch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über Zneichen, für dessen Lebensbild wir bisher einzig auf die Einleitung zu der Liederammlung angewiesen waren.

Glinz ergänzt die biographische Skizze Zneichens in mancher Beziehung, erwägt die Ursachen, wie der „alte Sepp“ Dialektdichter wurde, zählt die noch bekannten Einzeldrucke der Lieder sowie die Literatur zu Zneichen auf und beschreibt uns die Kontroverse zwischen der „Schweizer Kirchenzeitung“ und dem Verleger der Zneichenschen Gedichte hinsichtlich der stark angefochtenen Travestie der Schöpfungsgeschichte. Unser Luzerner Historiker berichtet, wie er als armer Bub einmal im schönen Seetal Prügel erhalten habe, weil er in der Fastnachtzeit wie üblich Zneichens „Paradies“ von Hof zu Hof „gsprüchet“ habe und dabei an die unrichtige Adresse gelangt sei. Umso verdankenswerter ist es, daß er es doch nochmals wagt, mit des alten Sepp drolligen Produkten an die Öffentlichkeit zu gelangen.

Drei von den nun neugedruckten Gedichten erschienen anonym 1805 in Heinrich Zschokkes „Aufrichtigem und wohlverfahrenem Schweizer Bothen“. Wer etwas groben, aber im Grunde gesunde Anschauungen vertretenden Volks-

humor erträgt, wird seine Freude daran haben. Die Eitelkeit der „Bure-Meilli us'em Luzärnerbiet“ wird im ersten verspottet. Das zweite, „D'Bure-Buebe-n us'em Luzärnerbiet“, fingiert die Erwiderung der Mädchen. Das dritte kritisiert die Städterinnen. An den Landmädchen verlacht der „alte Sepp“ die Uebertriebheiten in der Bauerntracht. Vom Hut bis zum Strumpfbändchen hat er sie scharf beobachtet: „Hüet hend si vo-n ere Wälle Strau“ mit „chlyni Güppli, Meije und Bindälle“, falsche Haarflechten, Spizli am Gölter, Haarschnüre bis zum Boden, kurze Züppen.

„Wenn eis nur ordli trämpelet
und vordra öppis plämpelet
und's d'Buebe-n echli a'schile cha,
das meint de gwüß, 's heig scho-n e Ma.“

Gleicherweise werden die Burschen hergenommen.

„Me cha-n iez goh 's Land uf, 's Land ab,
me gsehnd fei rächte Burechnab;
Hanswurste-Tschöplli hend si a,
Hufarechnöpf und Schnüerli dra.

Au d'Hose sind nid gschyder gmacht,
es ist und blybt e Naretracht;
si tüend si oberm Buch scho zue
und längid abe bis uf d'Schue.“

Wer dünne Waden hat, „fääschd si mit
Lümpe-n n“, und, was ja auch heutzutage zu-
trifft:

„Jez hend si d'Mode, wo si stönd,
au wenn si schaffe, wenn si gönd,
se lülle si am Rauktuba.“

Launig schildert der „alte Sepp“ die Riltgängerei:

„Ist eine chuum um d'Ohre troch,
se luegt er scho uf's Gadeloch
und meint, är dörf iez z'Chilti goh,
es wärd e-n ieders ine lo.“

Mit dem Mädchen geht der Jüngling zu Markt, kauft ihm eine „Nestel“ und bindet drein es „Daali“. Und fliegt ihm dann die Schöne dennoch draus, so klagt er sein Leid dem Pfarrer; denn er hat das Geld geborgt, und nun ist alles verloren.

*) o. S. 253 f.

Liseli Boderstadt nimmt „Roosch“ an den „Luzärner Stadt-Meitli“, wobei bäurisch-derb aufgetragen wird:

„E Strähl im Hoor, e blutte-n Arm,
vor's gmoolet Gsicht es Fläugegarn,
de Roosch mueß uff e Bode goh,
das Gmälch, das wend si vüre lo.“

Mangelnde Reize werden künstlich ersetzt:

„De ist de Junker übel dra,
wenn er nur Lümpe gryffe cha.“

Vom Morgen bis zum späten Abend stehen sie vor dem Spiegel. Um zehn Uhr stehen sie auf und haben viel Arbeit mit Frisieren. Pomade, Puder, „Gufe-Gäld“ machen hohe Summen jährlich.

„Me schmöck si scho vo wytem cho,
so schmökid si vo Gangmerno.“

Gelungen warnt der

Refrain:

„Drum hüetid eu vom
Stedler Wnh,
dem nur de Puß am
Härze lnd
und 's Schnupstuech im
e Sedli treid; (!)
es bringt keis Glück,
es bringt ech Leid.“

Die Luzernerinnen waren erboßt über den Spötter. Jost Bernhard Häfliger, der Pfarrer und Dichter zu Hochdorf, wurde allgemein für den Verfasser gehalten; mit witzigen Versen verteidigte er sich. Zneichens Autorschaft blieb bis nach seinem Tod unbekannt*). Zutreffend schrieb Bischoffe über diese Verse: „Ist mancher Spott darinn gegen mancherley Tand und gegen manche Thörin — aber Spott auf die edeln und tugendhaften Jungfrauen ist keiner darinn.“

Ein viertes Gedicht Zneichens, „D' Görgle“, zeigt uns, wie er mit beißender Satire die Reidener ob ihres unziemenden Kreuzganges strafte (1809).

„Si scharid si zäme-n und lauffid wi d' Söi,
und glägnet und gsoffe Hund alls wider hei.“

Ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Gedichte des „alten Sepp“ und zu seiner Charakteristik! Er, der Spatzvogel im geistlichen Gewande, wie konnte er ernst werden,

*) Leider fehlt der Nachweis der Autorschaft. Wie wir vom Herausgeber der Gedichte vernehmen, fand er eine Niederschrift bei Stiftsprobst Melchior Estermann († 1910) in Beromünster mit authentischer Bemerkung betreffs des Dichters.

wenn ein kirchlicher Brauch zur Ausgelassenheit ausartete!

Dr. Renward Brandstetter hat Zneichens Gedichte sprachwissenschaftlich verwendet. Auch diese vier Neudrucke werden dem Dialektforscher und jedem Freunde heimischer Mundart höchst willkommen sein.

Ein fünftes Gedicht ist das einzige schriftdeutsche Zneichens: „Gutmeinendes Schweizer-Lied“. Es ist 1802 entstanden und beklagt den Verlust der Freiheit und die neue Ordnung im helvetischen Einheitsstaat.

„Die Freiheit ist verloren gar,
man weiß nicht, wer regiert.
Seiter ist's und sonnenklar,
wir sind nur angeführt.“

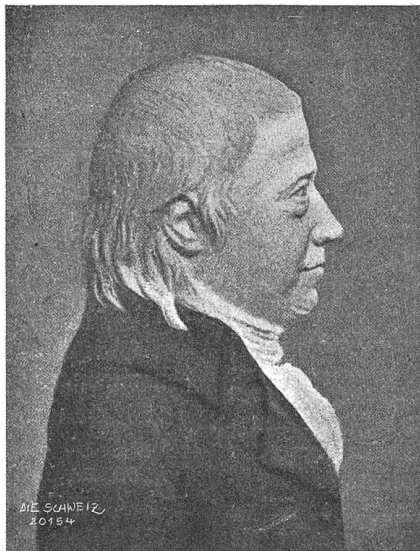
Seine Erinnerungen an Zneichens hat der Verfasser mit einigen andern wertvollen Beiträgen vereinigt und in einem Bändchen, „Aus dem Luzernerbiet“, herausgegeben (Luzern, J. Schills Erben, 1918).

Die ersten Seiten gelten dem Andenken Franz Josef Stalders. Ueber Chorherr Stalder (1757 bis 1833), Pfarrer zu Escholzmatt, Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, hervorragender Prediger, Schulinspektor und Gelehrter, der das erste schweizerische Idiotikon herausgab, fehlte bis anhin ein eingehenderes Lebensbild. Wir erhalten durch Sebastian Glinz eine Zusammenstellung des biographischen Materials sowohl wie auch ein sympathisches Porträt des Gelehrten, nach dem

Gipsabguß eines Mabafterbildchens von Josef Christen (1805) reproduziert*). Zudem verspricht uns der Verfasser eine umfassendere Arbeit über Stalder.

Anschließend folgt eine eingehende Besprechung des Tannhäuserliedes, dessen Text und Melodie Stalder 1831 durch Freiherrn von Laßberg an Uhland sandte, dem dabei „vor Freude fast das Tanzen in die Beine kam, wie den schönen Jungfrauen im Walde“. Uhland nannte diesen alten Luzerner Tannhäuser das Juwel seiner Balladensammlung. Sebastian Glinz gibt uns den Text wörtlich nach Laßberg, samt dessen Einleitung. Die erste

*) Angabe S. 15 ist ungenügend, da das dort erwähnte Miniaturbildchen nicht deutlich reproduzierbar war.



Dekan Franz Josef Stalder, der Herausgeber des ersten schweiz. Idiotikons (1757—1833). Nach dem Gipsabguß eines 1805 gefertigten Mabafterbildchens in Mabafter von Joseph Anton Maria Christen (1767—1838).

Strophe weicht von der Wiedergabe in Otto von Greiner's „Röseligarte“ ab.

Die Arbeit über Jneichen ist ebenfalls durch ein sehr gelungenes Bild des „alten Sepp“ bereichert. Weitere Beilagen sind das bekannte Studentenlied „Si hend de Bee-reli is Nexame gno“, das der Luzerner Professor Eduard Pfyster (1800—1888) gedichtet hat, in drei Variationen, und das Luzerner „Junckerlied“. Dieses bissige Spottgedicht

stammt aus der Feder unseres Rütlied-Dichters Dr. med. Johann Georg Krauer. Es ist das einzige mundartliche Gedicht Krauers und wurde erst im Nachlaß seines Stiefbruders Dr. med. Josef Krauer, † 1876, gefunden.

Einige „Witz- und Spitzreden“ aus dem Luzernischen, die aber der Verfasser weder für den Kneip- noch für den Familientisch bestimmt haben will, schließen die fleißige Arbeit.

Dr. Karl Sch. Reinacher, Roggwil.

Dramatische Rundschau II.

Das Schauspiel des Zürcher Stadttheaters entfaltet in den letzten Wochen vor den Ferien noch eine recht lebhaftige Tätigkeit.

Außer einigen Klassikervorstellungen, die sich sehen lassen konnten — man gab z. B. Schillers „Fiesko“ in neuer und reicher Inszenierung, Else Heims vom Berliner Deutschen Theater mit tiefer Beseelung und entwickelte als Minna von Barnhelm eine entzückende

Liebenswürdigkeit, zu Shakespeares „Was ihr wollt“ hatte man sich in dem Münchner Hofschauspieler Friedrich Basileinen mit allen Humoren geladenen Junker Tobias verschrieben — brachte es nicht weniger als fünf neue oder in Zürich noch nicht gespielte Werke heraus, griff kühnen Muts gar nach der „Antigone“, vergriff

sich jedoch in kaum faßbarer Weise am Sophokleischen Geiste. Zwei Komödien, die diesen Titel nicht zu Unrecht führen — denn sie heben sich in mancher Hinsicht über vieles hinaus, was unter dieser Flagge segelt — verdienen eine kurze Erwähnung. Die eine, „Die Straße nach Steinach“ von Wilhelm Stücklen stellt in die Mitte der Handlung ein weibliches Wesen, in dem jede Gefühlsregung erstickt wird durch kalt berechnende Vernunft. Sie kann nicht anders, sie ist unfähig, sich irgendwelchen Träumen und süßen Empfindungen hinzugeben, die „praktische Vernunft“ wischt alle Illusionen aus. Die Männer umschwärmen sie, verbrennen sich die Flügel; sie aber, über eine kleine Gefühlsverwirrung alsbald siegend, reicht dem millionenschweren Bewerber die Hand, leidenschaftslos, wie man ein Geschäft abschließt, und folgt ihm auf die mit Goldstücken gepflasterte „Straße nach Steinach“. Man be-

obachtet mit Interesse, wie der Verfasser diesen komplizierten Charakter entwickelt und wie er bestrebt ist, selbständig zu sehen und zu gestalten.

Wenn etwas nicht als befriedigend empfunden wird, so ist es die psychologische Durcharbeitung, die nicht lückenlos genug ist, um völlig zu überzeugen. Mehr noch als diese Komödie ist die zweite „Der Schrittmacher“ von Overweg und Ritschl auf eine einzige Figur gestellt. Kontraste, Verwicklungen fehlen fast gänzlich, das Stück ist im Grunde eine einzige große Soloszene des Sekretärs Buntsch, der nach vierzigjähriger bescheidener Beamtenlaufbahn durch Zufall und Mißverständnis plötzlich in die Lage versetzt wird, seine im Lauf der Jahre durch stilles Studium erworbenen, aber von dem



Josef Jneichen,
genannt „Der alt Sepp“ (1745—1818).

ihm tief im Blut sitzenden Beamtengerhorsam stets unterdrückten Ideen über Sozialpolitik in die Tat umzusetzen. Gar seltsame Blüten treibt seine Phantasie, Verordnung über Verordnung folgt, Güte, Idealismus und Narrheit mischen sich auf seltsame Weise, die ganze Verwaltungsmaschine gerät ins Stocken; aber trotz seiner Ueberspanntheit ist dieser Graukopf, in dem das Feuer eines Jünglings lodert, eine liebwerte Persönlichkeit, ein fesselndes und unterhaltendes Charakterbild. — Es folgte ein Schwank von Paul Altheer, „Der Sprung ins Wasser“. Mit leichtem Humor und einer etwas weitgehenden Sorglosigkeit schildert der Verfasser die Erlebnisse eines jungen Mannes, der, ein Idealist und Optimist, frisch und fröhlich in den Tag hineinlebt. Der liebe Gott hat Wohlgefallen an dem Jüngling: er läßt ihn einen fecken Sprung ins Wasser tun und einem reichen „älteren“ Herrn das Leben retten. Durch